

„Gott in allen Dingen suchen - Christliche Spiritualität im Alltag“

Vortrag von Andreas Ebert beim Forum Spiritualität in Erlangen am 3. Februar 2012

„Gott in allen Dingen suchen“ - diese Aufforderung oder Einladung geht auf Ignatius von Loyola zurück, den Gründer des Jesuitenordens. Er war acht Jahre jünger als Martin Luther. Nicht zuletzt in Auseinandersetzung mit den Reformatoren entwickelte Ignatius ein neues Ordensideal. Nicht hinter Klostermauern, sondern überall in der Welt sollten die Angehörigen der „Gesellschaft Jesu“ leben und wirken. Durch regelmäßige geistliche Übungen, die sogenannten Exerzitien, sollten sie sich spirituell fit machen und immer wieder innerlich erneuern, um dann mitten in der Welt und im Alltag zu agieren, ohne die innere Sammlung zu verlieren. „Kontemplation in Aktion“ nannte Ignatius das. Die Exerzitien sollten die Ordensbrüder vor allem befähigen, Gott dann auch im Alltag in allen Dingen zu suchen und zu finden.

Es ist kein Wunder, dass sich die geistlichen Übungen oder Exerzitien, wie sie Ignatius entwickelt hat, in den letzten Jahrzehnten wachsender Beliebtheit erfreuen, paradoxerweise auch und gerade im evangelischen Raum und unter Laien, also Menschen, die keiner ordensähnlichen Gemeinschaft angehören und keine Berufschristen sind. Der katholische Gegenreformer Ignatius wird so auf seltsame Weise posthum zu einem Reformator auch der evangelischen Spiritualität. Die Erkenntnis, dass zum Glauben Übung gehört, geistliche Praxis, setzt sich auch bei Protestanten immer mehr durch. Und die Sehnsucht nach einem Glaubensleben, das den Alltag prägt und trägt, wächst bei vielen Zeitgenossen innerhalb und außerhalb der verfassten Kirchen.

Was aber meinen wir, wenn wir von der Suche nach Gott reden? Wer oder was ist „Gott“? Gibt es Gott überhaupt? Vielleicht verwundert es Sie, wenn ich als Theologe sage: Ob es Gott „gibt“, das weiß ich nicht. Niemand „weiß“ das. Jedenfalls nicht so, wie man bestimmte Fakten wissen kann, all das was sich sehen, hören, messen und berechnen lässt. Dietrich Bonhoeffer geht so weit und sagt: „Einen Gott, des es gibt, gibt es nicht“. Denn den oder das, was wir meinen, wenn wir „Gott“ sagen, ist keine Sache wie viele andere Sachen, keine Person wie andere Personen. Uns gibt es. Wir sind greifbar. Gott aber ist es nicht. Unser Leben ist eine Gegebenheit. Aber das, was wir „Gott“ nennen, ist die Quelle und der Geber des Lebens, ist hinter und vor allem, was es gibt. Gott spricht zu uns, aber selten in klaren Sätzen, sondern in einer inneren wortlosen Sprache des Herzens.

Die Existenz Gottes lässt sich nicht mathematisch oder naturwissenschaftlich beweisen. Alle diesbezüglichen Versuche sind widerlegt worden. Die Suche nach Gott muss sich also anderer Methoden bedienen als etwas die Suche nach fremden Planeten oder Gestirnen oder die Suche nach einem Krankheitserreger. Dazu braucht man Teleskope und Mikroskope. Aber mit welchen Instrumenten sucht man Gott? Ist diese Suche überhaupt sinnvoll?

Viele Menschen unserer Zeit haben die Suche nach Gott faktisch aufgegeben oder nie angefangen. Dafür gibt es viele Gründe, insbesondere in unserer Gesellschaft. Arbeit, Freizeit und Konsum können unser Leben so ausfüllen, dass für philosophische oder spirituelle Beschäftigungen wenig Raum bleibt. Oft sind es Krisensituationen wie Krankheiten, der Verlust der Arbeit, der Tod eines lieben Menschen, die uns auf die Sinnfrage stoßen, die immer auch eine spirituelle Frage ist. Oder besondere magische Glücksmomente, eine neue Liebe, ein Naturerlebnis, die Geburt eines Kindes, wo wir zu staunen beginnen und nach einer Adresse suchen für unsere Dankbarkeit. Wenn es gut geht.

Es gibt aber auch andere Gründe, die der Suche nach Gott im Wege stehen. Das Wort „Gott“ wurde so oft missbraucht, um politische oder religiöse Machtinteressen zu untermauern und Krieg und Gewalt zu rechtfertigen. Religion bringt vermutlich das Schlechteste und das Beste im Menschen zum Vorschein. Wäre es da nicht besser, auf das Wort „Gott“ überhaupt zu verzichten?

Martin Buber, der große jüdische Religionsphilosoph, hat auf diese Frage eine eindrucksvolle Antwort gegeben: „Ja, Gott ist das beladenste aller Menschenworte. Keins ist so besudelt, so zerfetzt worden. Gerade deshalb darf ich darauf nicht verzichten. Die Geschlechter der Menschen haben die Last ihres geängstigten Lebens auf dieses Wort gewälzt und es zu Boden gedrückt; es liegt im Staub und trägt ihrer aller Last ... Dennoch: Wo fände ich ein Wort, das ihm gliche, um das Höchste zu bezeichnen! Nähme ich den reinsten, funkelndsten Begriff aus der innersten Schatzkammer der Philosophie, ich könnte darin doch nur ein unverbindliches Gedankenbild einfangen, nicht aber die Gegenwart dessen, den ich meine, dessen, den die Geschlechter der Menschen mit ihrem ungeheuren Leben und Sterben verehrt und erniedrigt haben ... Wir müssen die achten, die dieses Wort „Gott“ verpönen, weil sie sich gegen das Unrecht und den Unfug auflehnen, die sich so gern auf die Ermächtigung durch „Gott“ berufen; aber wir dürfen es nicht preisgeben. Wie gut lässt es sich verstehen, dass manche vorschlagen, eine Zeit über „die letzten Dinge“ zu schweigen, damit die missbrauchten Worte erlöst werden! Aber so sind sie nicht zu erlösen. Wir können das Wort „Gott“ nicht reinwaschen, und wir können es nicht ganzmachen; aber wir können es, befleckt und zerfetzt wie es ist, vom Boden erheben und aufrichten über einer Stunde großer Sorge.“

Wie aber und wo können wir dem Geheimnis begegnen, wie und wo es suchen, das wir Gott nennen und für das es keinen adäquateren Begriff gibt? Wir alle kennen die Erfahrung, so vermute ich, dass man Gott nicht haben oder festhalten kann. Wir kennen Momente des Glücks, der Geborgenheit, der Fraglosigkeit, wo Gott ganz nah zu sein scheint, wo wir eins sind mit uns und mit ihm. Aber wir kennen auch Momente, wo uns dieser Gott zu entgleiten, wo er fern zu sein scheint, wo wir seine Wege nicht verstehen.

Martin Luther hat zeitlebens mit dieser doppelten Gotteserfahrung gerungen. Er ist beiden Seiten Gottes immer wieder existentiell begegnet: dem Gott, der uns in Christus sein Angesicht, seine Zuwendung und Liebe zeigt, der uns Orientierung, Halt und Gewissheit schenkt. Aber auch dem verborgenen Gott, der unbegreiflich und fern erscheint, ja, der uns geradezu zum Teufel wird und seine Liebe unter dem Schein des Gegenteils verbirgt. Für Luther gehört zum Wesen der Gotteserfahrung auch die Anfechtung, die die Liebe Gottes weder spüren noch glauben kann. Luther rät, in solchen Zeiten „von Gott zu Gott“ zu fliehen, vom verborgenen zum geoffenbarten, vom schrecklichen Gott zum liebenden Vater, den uns Christus gezeigt hat. Ihn finden wir vor allem in den sogenannten „Heilmitteln“, in den Verheißungen des Wortes Gottes und im Sakrament. In Stunden größter Anfechtung schrieb Luther manchmal mit Kreide auf den Tisch: „Ich bin getauft!“ An dieser quasi objektiven Zusage, Kind und Erbe Gottes zu sein, hielt er fest gegen alle subjektiven emotionalen Störungen.

Luther ging davon aus, dass Gott überall da ist. Aber, so sagt er, er ist nicht überall für uns da, greifbar, fassbar - sondern nur dort, wo er es verheißt hat, im Wort und im Abendmahl: „Hier sollst du mich finden“, spricht Christus. Diese Ansicht hat eine problematische Engführung hervorgebracht. Sie hat de facto weite Bereiche des Lebens einer Eigengesetzlichkeit unterworfen. Sie hat viele andere Möglichkeit, Gott zu erfahren, verdunkelt, außer Acht gelassen oder sogar abgewiesen, auch Möglichkeiten, die biblisch gut begründet sind. Drei davon möchte ich herausgreifen und vertiefen: Die Suche nach Gott in der Tiefe der eigenen Seele, die Suche nach Gott im Angesicht des Nächsten, die Suche nach Gott in der Schöpfung.

Der amerikanische Religionsphilosoph Ken Wilber, der von Haus aus Buddhist ist, hat in den letzten Jahren drei Gesichter Gottes entdeckt, zu denen drei Suchbewegungen gehören. Dieser dreifache Zugang zum Göttlichen entspricht auf verblüffende Weise dem, was die christliche Tradition mit der Trinität meint, dem einen Gott in drei Personen oder drei Wirkweisen. Wilber spricht vom Geist - damit meint er Gott oder das Göttliche - in der ersten, zweiten und dritten Person.

ICH

Geist in der ersten Person ist jener Gott, der sich Mose am Dornbusch als „Ich bin“ offenbart. Indem Mose Gott als „Ich bin“ erlebt, begegnet er zugleich sich selbst als „Ich bin“. Denn Gotteserfahrung und Selbsterfahrung korrespondieren miteinander. Geist oder Gott in der ersten Person begegnet uns in der Tiefe unseres eigenen Seins. Die Frage: „Wer bin ich - und wer oder was ist dieses Ich, das fragt, wer ich bin?“ - sie führt in unseren Seelengrund, wie einige Mystiker das nennen. Unser Seelengrund ist der oft verschüttete Ort in uns, wo unser tiefstes Selbst, unser Wesen verborgen ist - frei von Verletzungen, Gewohnheiten, Fixierungen, Prägungen. Unser eigentliches und wahres Sein. Die Bibel nennt es die Ebenbildlichkeit Gottes. Der Tiefenpsychologe C. G. Jung vergleicht diesen innersten Ort einmal mit der Krippe, in die hinein das göttliche Kind geboren werden will. Im Mittelalter hat bereits der große deutsche Mystiker Meister Eckhart von der Gottesgeburt in der Seele geschrieben; und bekannt ist der Zweizeiler des Angelus Silesius: "Wär' Christus tausendmal zu Bethlehem geboren, doch nicht in dir: du bliebst noch ewiglich verloren!" Luther war zwar selbst in gewisser Weise Mystiker, aber im Kampf gegen die sogenannten Schwärmer und die Wiedertäufer, hat er später scharf und polemisch alle die abgelehnt und verketzert, die sich auf den Seelenfunken oder das „innere Wort“ als Ort der Gotteserfahrung und -erkenntnis berufen haben. So wurde der Protestantismus weitgehend zu einer antimystischen und erfahrungsfeindlichen Religion. Erst in unserer Zeit entdecken viele Menschen - nicht zuletzt durch die Begegnung mit östlichen Meditationswegen wie Zen oder mit alten christlichen Meditationspraktiken wie dem Herzensgebet - diesen inneren Zugang zu Gott ganz neu. Er schließt ja die äußeren Heilmittel wie Wort, Taufe oder Abendmahl nicht aus. Im Gegenteil: Er verleiht diesen leiblichen Zeichen der Gegenwart Gottes eine größere Tiefe. Das innere Wort und das äußere Wort können einander befruchten und ergänzen.

Was könnte das für unsere Alltagsspiritualität bedeuten? Der Weg nach innen bedarf der Einübung und der Stille. Eine tägliche „stille Zeit“, wie sie vor allem in der pietistisch geprägten Frömmigkeitspraxis üblich ist, kann eine reiche Quelle der Sammlung und Inspiration sein. Dazu kann die Lektüre der Bibel oder der Losungen gehören, aber vor allem auch eine Phase völliger Stille ohne Worte, eine Zeit, in der ich nach innen lausche, meinen Atem wahrnehme, meine Spannungen und Gefühle. Dabei geht es nicht um ein Nachdenken, sondern um ein Dasein. Das ist das Wesen echter Kontemplation. Hier bei Ihnen werden regelmäßig kontemplative Alltagsexerzitionen angeboten, bei denen man dieses innere Lauschen einüben kann mit Hilfe des Herzensgebets. Dabei wird das Achten auf den eigenen Atmen mit einem inneren Wort - meist ist es der Name Jesus Christus - verbunden. Diese Weise des Betens, die nicht aus Gedanken besteht, sondern aus einem inneren Eintauchen in das Christusgeheimnis, kann man auch an der Bushaltestelle oder in der Warteschlange an der Ladenkasse üben. Dadurch ändert sich die gesamte Lebenshaltung. Gott in mir geht mit mir überall hin. Durch Gottes Präsenz in mir kann ich präsenter sein im Alltag und überall. Es ist zugleich die Erfahrung des Heiligen Geistes, der in mir lebt und betet durch mich wirkt.

DU

Geist in der zweiten Person ist Gott, der mir im Du begegnet. Die monotheistischen Religionen betonen, dass Gott Person ist, Gegenüber, Du. Martin Buber meinte, dass sich in jeder echten zwischenmenschlichen Begegnung, in jeder Liebe, in jeder Ich-Du-Begegnung das große Ich und das große Du Gottes mit meinem Ich und Du verbindet. Der Ort der Gotteserfahrung ist hier das unaussprechliche „Zwischen“, das was wir Liebe nennen. Es ist etwas Drittes und etwas Größeres als das isolierte Ich. Meister Eckhart sagt: „Das Auge, in dem ich Gott sehe, das ist dasselbe Auge, darin mich Gott sieht; mein Auge und Gottes Auge, das ist ein Auge und ein Sehen und ein Erkennen und ein Lieben.“ Nur die Liebe, die Hingabe des Ich an ein Du und die Hingabe meines kleinen Ich an das große Du, das wir Gott nennen, meint Wilber, reißt uns aus der Egozentriertheit

und Egofixierung heraus. Deshalb ist jede Begegnung eine Chance der Gotteserfahrung. Aus einem russischen Konzentrationslager sind Worte überliefert, die diese Erfahrung bezeugen: „Ich suchte Gott und fand ihn nicht; ich suchte meine Seele und fand sie nicht; ich suchte meinen Bruder und fand alle drei.“ Jesus hat uns explizit dazu eingeladen, ihn im Nächsten zu suchen - und zwar insbesondere im verachteten, bedürftigen und schwachen Mitmenschen. „Was ihr einem meiner geringsten Brüder und Schwestern getan habt“, sagt er, „das habt ihr mir getan.“

Was bedeutet das für eine tragfähige Alltagsspiritualität? Zunächst, dass Glaube ohne Gemeinschaft ein Unding ist. Man kann nicht für sich alleine und privat glauben. Es gibt kein Christentum ohne Begegnung und Gemeinschaft, ohne Fürsorge füreinander, ohne Teilen miteinander. Der Berliner Jesuit Christian Herwartz hat „Exerzitien auf der Straße“ entwickelt. Zehn Menschen leben zehn Tage lang in einer einfachen Unterkunft in einer Stadt zusammen. Täglich ziehen die Einzelnen den ganzen Tag los und suchen buchstäblich Gott - mitten in der Stadt. Sie suchen Orte der Begegnung mit dem Heiligen. Und merken häufig, dass das nur selten Kirchen oder andere sakrale Orte sind. Häufig sind es Begegnungen: mit einem Bettler, den man nach dem Weg fragt oder mit dem man das Vesperbrot teilt, mit Kindern, mit Angehörigen anderer Religionen. In der Begegnung zeigt sich häufig dieser „Gott in der zweiten Person“, der sich in Jesus Christus uns Menschen gezeigt hat. Oft merken die Teilnehmer der Exerzitien erst am Abend beim Austausch in der Gruppe, dass und wo sie Gott begegnet sind.

Diese Erfahrung können sie mitnehmen in den Alltag. Häufig führt sie zum Engagement für Menschen, die am Rande stehen. Solch ehrenamtlicher Einsatz kann das ganze Leben umkrempeln. Ich war lange Jahre Pfarrer in der Münchner Lukaskirche, wo seit 15 Jahren jeden Winter zwölf obdachlose Frauen im Kirchenkeller unter dem Hauptaltar eine Bleibe finden, ein Bett, eine warme Mahlzeit, respektvolle Gastgeber. Einige dieser Gastgeber, die dort im Turnus mit übernachten, haben dabei einen Transformationsprozess erlebt. Sie wollten am Anfang einfach gute Menschen sein und helfen. Aber dann sind sie selbst verändert worden und haben eine innere Erfahrung gemacht, die einige von ihnen auch geistlich umgekrempelt hat. Solch Engagement kann Wunder wirken.

Lassen wir uns inspirieren von Albert Schweitzer, der die Laufbahn als akademischer Theologe aufgab, um Gott in den Armen Afrikas zu dienen. Er rät jedem seiner Mitmenschen: „Schafft Euch ein Nebenamt, ein unscheinbares, vielleicht ein geheimes Nebenamt. Tut die Augen auf und suchet, wo ein Mensch oder ein Menschen gewidmetes Werk ein bisschen Zeit, ein bisschen Freundlichkeit, ein bisschen Teilnahme, ein bisschen Gesellschaft, ein bisschen Arbeit eines Menschen braucht. Vielleicht ist es ein Einsamer, oder ein Verbitterter, oder ein Kranker, oder ein Ungeschickter, dem du etwas sein kannst. Oder ein gutes Werk braucht Freiwillige, die einen freien Abend opfern oder Gänge tun können. Wer kann die Verwendungen alle aufzählen, die das kostbare Betriebskapital, Mensch genannt, haben kann! An ihm fehlt es an allen Ecken und Enden. Drum suche, ob sich nicht eine Anlage für dein Menschentum findet. Lass Dich nicht abschrecken, wenn Du warten oder experimentieren musst. Auch auf Enttäuschungen sei gefasst. Aber lass Dir ein Nebenamt, in dem Du Dich als Mensch an Menschen aus gibst, nicht entgehen. Es ist Dir eines bestimmt, wenn Du es nur richtig willst.“

ES

Geist in der dritten Person: Gott als unanschauliches Es, Gott als Energie, als Natur, als Schöpfung. Gott als das, was die Welt im innersten zusammenhält. Dieser zunächst nicht-personale, Gott spielt in manchen östlichen Religionen, zum Beispiel im Zen-Buddhismus, eine Rolle. Es ist der namenlose Seinsgrund, der beides ist: Leere und Fülle. Auch die Naturspiritualität, die sich zum Beispiel aus der Begegnung mit nordamerikanischen indigenen, also indianischen, Traditionen entwickelt hat, knüpft an den Gott in der dritten Person an. Viele Zeitgenossen gehen am Sonntag

lieber auf einen Berg oder in den Wald, um Gott zu suchen. Von der kirchlichen Theologie ist das früher sehr beargwöhnt worden. Ich erinnere mich an das Bonmot eines meiner theologischen Lehrer: „Wer Gott im Wald sucht, der soll sich dann auch vom Oberförster beerdigen lassen.“ Wie arrogant! Wurde nicht Jesus selbst direkt nach seiner Taufe vom Geist, wie es in der Bibel heißt, 40 Tage in die Stille der Wüste geführt, um sich selbst zu begegnen, auch seinen dunklen Seiten, und so zu seiner Berufung zu finden? Regelmäßig zog er sich zum einsamen Gebet auf einen Berg zurück. Die Natur ist eine Tankstelle und ein großartiger Ort der Gottesbegegnung.

In den USA wurde inspiriert von indianischer Spiritualität das Exerzitenformat der „Visionssuche“ entwickelt. Eine Gruppe von Menschen bereitet sich einige Tage intensiv vor. Danach verbringen die Teilnehmer allein vier Tage und Nächte fastend und nur mit Wasser und einer Regenplane ausgestattet, in der Natur, sei es in einem Wald, sei es in der Wüste. Nach der Rückkehr wertet die Gruppe unter kundiger Anleitung die Erfahrungen aus. Dieses Setting ist überwältigend und transformierend. Obwohl es nicht im Kontext der Kirche entwickelt wurde, hat jetzt auch die evangelische Jugend in Bayern die Visionssuche als Möglichkeit besonders für junge Menschen entdeckt, sich selbst und Gott zu finden. Denn beides gehört zusammen. Echte Gotteserfahrung ist immer auch eine tiefe Selbsterfahrung. Sie bringt uns in Berührung mit unserem wahren und tiefsten Sein. Auch das Pilgern, das so viele neu entdecken, baut unter anderem auf die Heilkraft der Natur. Der Weg durch die Landschaft verbindet sich dabei immer mehr mit dem inneren Weg - und für manche mit Christus, der sagt: „Ich bin der Weg!“

Im Alltag gibt es viele Möglichkeiten, Gott durch die Natur wirken zu lassen. Regelmäßige Spaziergänge, achtsam und mit offenen Augen, sind eine Wohltat für Leib, Seele und Geist. Vor allem, wenn wir sie nicht nur zum Nachdenken nutzen, sondern wenn wir mit allen Sinnen wach das wahrnehmen, was ist. Ich weiß, dass hier in der Gemeinde regelmäßig meditative Spaziergänge in der Natur angeboten werden, wo sich Natur, Gemeinschaft und innere Impulse miteinander verbinden, also quasi die Suche nach dem Geist in der dritten, zweiten und ersten Person. Alle drei sind legitime Zugänge auf der Suche nach Gott. Keiner ist besser, keiner ist schlechter. Wir brauchen alle drei.

Alltagsspiritualität hat viele Facetten. Ich ermutige Sie, in Ihren Alltag kleine Rituale einzubauen wie das Tischgebet. Oder das Spielen mit Kindern. Kinder sind großartige Lehrmeister, und Jesus stellt sie uns als Vorbild hin. „Gott ist ein verborgener Schatz, der gefunden werden will“, sagt Mohammed, „deshalb schuf er den Menschen.“

Gott in allen Dingen suchen, auch in den dunklen, den unansehnlichen und unscheinbaren, im eigenen Herzen, im Nächsten, in der Natur. Und auch in der Bibel, in den Sakramenten, in der Gemeinschaft des Gottesdienstes. Seit Ostern, sagt Christian Herwartz, spielt Gott Versteck mit uns. Er ist da, aber wir müssen ihn suchen. Und im Thomasevangelium, das - leider - nicht zum Neuen Testament gehört, sagt Jesus, der Lebendige: „Das Reich Gottes ist inwendig in Euch und überall um Dich herum; nicht nur in Gebäuden aus Holz und Stein. Spalte ein Stück Holz und ich bin da, hebe einen Stein auf und Du wirst mich finden.“

Andreas Ebert